

Jugend [Fortsetzung]

Autor(en): **Stettler, Berty**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 48

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647744>

Nutzungsbedingungen

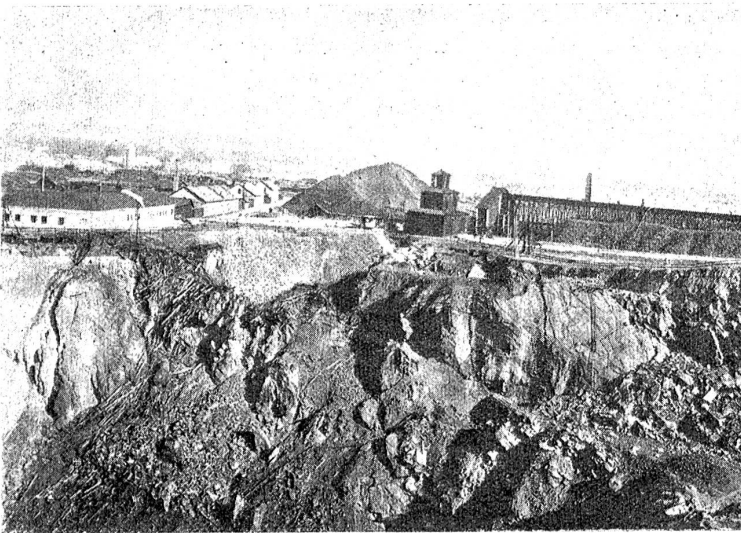
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bilder aus Schweden.

Übersicht über Grubenanlagen der berühmten Kupfergruben zu Salun (Schweden), die ehemals die ergiebigsten auf der Welt waren.

Jugend.

Eine Schulgeschichte von Bertin Stettler, Thun.

(Fortsetzung.)

Mit etwas geröteter Stirne erhob sich Dr. Regenz. Er gab sich ja alle Mühe, seine Erregung zu verbergen, aber es lag nicht in seiner Macht, das nervöse Zittern der Hände, den fatalen Blutzudrang nach dem Kopfe zu bemeistern. Auch seine Stimme hatte einen scharfen Klang als er nun das Wort ergriff.

„Meldest sich noch einer der Herren zu Neußerungen über Nr. 1 — nein? Also ist diese Sache erledigt im Sinne des Herrn Pfarrers von Urndt. — Wir gehen nun über zu Nr. 2 meines Exposés. Hat einer der Herren etwas einzuwenden dagegen, Herrn Direktor Lauber als Mitglied unserer Kommission auszuscheiden?“

„Ich bitte sehr um das Wort.“

Notar Haugg strich sich gewohnheitsgemäß mit dem Zeigefinger über den Schnurrbart, stützte dann die linke Hand auf den Tischrand und hielt die Rechte zum Gebrauche frei. Denn Notar Haugg konnte nicht reden ohne ausgiebige Hand- und Armbewegungen. Die größten Erfolge in seinem Berufe hatte er einer klaren, knappen, stets den Nagel auf den Kopf treffenden Redeweise zu verdanken, die deutlich Zeugnis von der ungemein scharfen Logik seines Geistes ablegte. Auch jetzt kam seine Ansicht in knappen, scharf umrissenen Sätzen zum Ausdruck, die fast wie abgehackt klangen und doch zusammen ein schön fließendes Ganzes bildeten.

„Der in Frage stehende Vorschlag scheint mir unmotiviert zu sein. Die Denyse Lauber bleibt in der Schule. Also wird sie als Haupturheberin des Skandals weit öfters daran erinnern, als ihr Vater in gelegentlichen Sitzungen der Schulkommission. Zudem finde ich ein solches Vorgehen äußerst taktlos. Direktor Lauber ist Ehrenmann durch und durch und allgemein geachtet. Der Ausschluß aus der Schulkommission wäre ein Mißtrauensvotum sondergleichen und zugleich ein Zeichen der Verachtung, die sicher keines der anwesenden Mitglieder für Herrn Direktor Lauber fühlt.“

Ich stelle den Antrag, von einer Ausschließung des betreffenden Herrn abzusehen und gestatte mir, mich sogleich zu Nr. 3 zu äußern. Es scheint mir nicht unangebracht, die Sitzung etwas zu beschleunigen, um zu einem definitiven Abschluß zu kommen.

Eine Ausweisung des Verführers scheint mir — entschuldigen Sie — lächerlich. Dieser junge Mensch ist nicht der einzige im Städtchen, der unsern Schulmädchen gefähr-

lich werden könnte. Auch steht die Denyse Lauber mit ihrem frühreifen, exaltierten Wesen als isolierter Ausnahmefall da. Weit aus der größten Mehrzahl der Mädchen ist von normaler, gesunder Gemütsart, so daß ein Wiederholen des Falles Denyse in vermehrter Auflage keineswegs zu befürchten ist.

Eine Ausweisung des jungen Mannes würde schlimme Folgen für denselben nach sich ziehen. Abgesehen von dem Matel, der an ihm haften bliebe, würde die moralische Wirkung sicher eine verheerende sein. Schon oft ist ein junger Mensch durch allzu trasse Strafe in Troß und daraus resultierendes Elend getrieben worden. Ich denke, ein knapper, schriftlicher Verweis aus der Mitte der Schulkommission an den jungen Mann würde genügend sein. — Ich habe geschlossen.“

Dr. Regenz' Angewohnheit, die Finger gegeneinander zu tippen, trat mehr denn je in Aktion. Das Tempo dieser Bewegung war gleichsam das Barometer für seinen Gemütszustand. Und die sehr beschleunigte Gangart zeugte von großer, innerer Erregung.

Es verging einige Zeit, bevor Dr. Regenz sich zum Reden entschloß. Also war alles badab geschickt worden, was er, der Vorsitzende, die Hauptperson, vorgeschlagen hatte. Denn daß den Anträgen von Notar Haugg ebenfalls zugestimmt würde, war sicher. Die Eigenliebe und die Ueberzeugung eigener Unfehlbarkeit in Dr. Regenz hatten empfindliche Schläge erhalten. —

Dr. Regenz erhob sich, um einer Formfache zu genügen:

„Ich bitte die Herren zu Gegenäußerungen. — Niemand meldet sich? Also sind die Anträge von Herrn Notar Haugg genehmigt und ich schließe die Sitzung, indem ich den Herren für ihre Bemühungen danke. — Auf Wiedersehen.“

Der allgemeine Ausbruch vertuschte einigermaßen das beschleunigte Verschwinden von Dr. Regenz. Sonst war es eine Angewohnheit von ihm, nach der Sitzung sich eines Opfers zu bemächtigen, das er durch langweilige Tiraden von seinem Rednertalent zu überzeugen vermeinte.

VI.

Im Studierzimmer des Dr. Regenz brannte eine Stehlampe. Ein länglicher, grüner Glaschirm verbarg das grelle Leuchten der elektrischen Birne. In dem beschränkten Lichtkreis, den die Lampe auf den Schreibtisch warf, lagen in peinlichster Ordnung ein Stoß Hefte, eine niedrige, lange Kristallschale mit Schreibgeräten, ein Briefbeschwerer aus schwarzem Marmorstein und ein Tintenfaß aus gleichem Material.

Eben wollte sich Dr. Regenz in den drehbaren Stuhl niederlassen, als sein Blick auf ein Stück Gummi fiel, das offenbar nicht an seinem Platze lag. Seine schon gebückte Gestalt schnellte wieder empor und wandte sich halb in das dunkle Zimmer zurück.

„Hermione! — — Hermiooone!!!“

Fast unhörbar öffnete sich die Zimmertüre und in dem hereinflutenden Lichtschein stand eine kleine, schmale Frauengestalt.

„Komm hieher! — Wie oft muß ich dir denn Ordnung und Reinlichkeit predigen! Gehört dieser Radiergummi an diese Stelle, sag? Willst du denn nicht kapieren, daß das geringste, kleinste Ding seinen bestimmten Platz haben muß! Ordnung ist die oberste Bedingung für einen jeden Menschen, der etwas auf sich hält. Ordnung muß der Leitfaden sein, wenn eine Haushaltung sich harmonisch gestalten soll. Ordnung allein stempelt eine Frau zur Hausfrau par excellence. Wie oft schon habe ich das alles gepredigt, aber natürlich tauben Ohren. — Du kannst gehen.“

Die kleine Frauengestalt streckte sich ein wenig, machte zwei, drei Schritte zur Türe und blieb dann stehen. Zwei

schmale, zerarbeitete Hände umklammerten eine Stuhllehne und dann fielen Worte in die Stille, Worte in immer gleichem, müden Tonfall, wie getränkt von Tränen, die den freien Lauf nicht fanden:

„Unsere Ehe ist nicht harmonisch, trotz der Ordnung, die in unserem Hause herrscht. Ordnung allein schafft keine Harmonie im Leben zweier Menschen, die durch Ehe aneinander gekettet sind. Dazu braucht es mehr als Ordnung. Es braucht Nachsicht — Geduld — Liebe — Liebe — und noch einmal Liebe. Dir gilt Ordnung als oberstes Gesetz und daneben schrumpft die Liebe zusammen, verkümmert sie...“

„Hermione, das ist ja Auflehnung! Typische Auflehnung!“

„Sicher — du kannst recht haben. Ich lehne mich einmal auf gegen etwas, das mich zermürben, zertreten will. Und dieses Etwas bist du! Du mit deiner Herrschsucht — du mit deiner felsenfesten Überzeugung von eigener Unfehlbarkeit — du — und immer wieder du mit deinem ganzen, despotischen, tyrannischen Wesen! — Zu deinem Werkzeug willst du mich machen, zu einem Wesen, das Tag und Nacht zu deiner Verfügung stehe — das keinen eigenen Willen, kein Eigenleben besitzen dürfe. — Ah... nein —! Nein —! Ich bin ein Mensch — kein Tier! Ich lasse mich nicht zertreten, wie ein Wurm... ich wehre mich — ich wehre mich...!“

Die letzten Worte klangen fast tonlos, so, als ob sie zwischen zusammengekrampften Zähnen hervorgepreßt würden. Die schmalen Hände mit der arbeitsharten Haut hatten sich längst zu kleinen Fäusten geballt und lagen an die Stirne der nun maßlos erregten Frau gepreßt.

„Ich halte es nicht mehr aus, dieses Leben wie in einem Kerker. Deine Gefangene bin ich — zu einer Marionette deiner Willkür hast du mich degradiert — deine „Prinzipien“ hast du auf mich angewendet, als ob ich ein Versuchsanimal wäre — mein ganzes Eigenleben hast du mit Füßen getreten und unsere Ehe für mich zur Hölle gemacht — zur Hölle —“

Mit zurückgeworfenem Kopfe, die zur Faust geballten, zitternden Hände halb erhoben, machte Frau Dr. Regenz einige Schritte hin und her.

„Hermione — du bist verrückt —!“

„Ah... nein — nein —! Noch nicht! Aber werden könnte ich es — hörst du! Alles hast du mir genommen, alles! So teuflisch waren deine Forderungen, daß ich die Achtung vor mir selber verlor! Wie die ärmste, elendeste Bettlerin stehe ich da — selbst meinen schlichten, schönen Namen „Hermine“ hast du umgekrempelt wie einen alten Hut und ihn zu einem Werkzeug deiner persönlichen Eitelkeit gemacht. Mit „Hermione“ kann man doch seine Stimme viel mehr zur Geltung bringen — das klingt nach etwas — das macht Eindruck — ach Gott —“

„Hermione, du bist wahnsinnig aufgeregt. Ich will deine Worte nicht auf die Waagschale legen — nicht rechten mit dir. Erst wenn du wieder ruhiger geworden sein wirst, werde ich mich verteidigen. Nur so viel lasse dir gesagt sein, daß ich von meinem Herrenrecht nicht größeren Gebrauch machte, wie tausend andere auch, daß es mein gutes Recht ist, meine Frau nach meinem Willen —“

Dr. Regenz sprach den Satz nicht zu Ende. Das Zuziehen der Zimmertüre brachte ihm zum Bewußtsein, daß seine Auseinandersetzungen keinen Zuhörer gefunden hätten. Gereizt ob der Taktlosigkeit seiner Frau, ihn mitten in seiner Rede absetzen zu lassen, ergriff er ein zu forrigierendes Schülerheft. Aber die Arbeit wollte ihm nicht wie gewohnt von der Hand gehen.

Hatte sich denn heute alles verschworen gegen ihn? Dieser abscheuliche Geist der Auflehnung! Erst die Unverfrorenheit von Dr. Wendler heute nachmittag, dann

das unerhörte Ignorieren seiner Ansichten und Vorschläge in der Sitzung — und nun die Szene mit seiner Frau —. Ging denn alle Disziplin zum Teufel? Hatte er keine Macht mehr über Menschen? Ah — die sollten sich täuschen! Die sollten erfahren, daß er, Dr. Regenz, noch Mittel und Wege fand, um sie gefügig zu machen! Und seine Frau — gnade ihr! Also noch schärfere Methoden müssen angewendet werden, um sie gefügig zu machen — noch intensiver ihr zum Bewußtsein gebracht werden, daß er Herr und Meister war! Büßen sollte sie für ihren Widerstand — büßen —!

(Schluß folgt.)

2. Brief aus Indien.

Mashobra-Simla, 8. Oktober 1925.

Liebi Bärner Wuche!

Was han i i mym letschte Briefli gleit? I heig Angst i vergässi mys Bärndütsch? Deppis Dummis eso! Im Gägeteil: Mit Bärndütsch chunnt men uf der ganze Wält däre. Daß es mängisch wie Chinesisch tönt, weiß me ja. D'Prob uf ds Exämpel han i gmacht, won i eim vo däne Chinesen, die hie obe mit allem mögliche chöme cho hufiere, das Sprüchli gsärviert ha: „Schang schtang uf, d'Sunn schynt scho, Schang bing d'Schue!“ Er het grinset ab däne bekannte Lute, aber doch der Chopf gschüttlet und gmeint, i däm Egge vo sym Ländli, wo si dā Paroit redi, syg är drum no nie gñ!

Aber daß o ds Hindostanisch bärndütschi Wort enthaltet, das han i ersch di Tage etdeckt. Für „luver“ säge sie „luver“, grad wie üsi Pure ufem Land; für „neui“ äbe „neui“, präzis glich wi mir, und we sone bruune Kärli „Han Hasur“ zue eim seit, was heiße soll „ja Herr“ oder „ja Frau“, de tönt's, wil das „Han“ dūr d'Nase usgischproche wird, feis Bickeli anders, als wen e chly e grob- locktige Bärner ds Muul zumene rächte „ja“ nid cha uf- tue und „ehem“ vor sedy härebrummet.

D'Wält isch überhoupt schütteleh chly und überall findet me Sache, wo me gmeint het, di syge nume imene ganz bsundere Egge vom Globus deheim. Stierkampf als regelmähigi Volksbelustigung hätt i emel niene anders hi ta als nach Spanie. Aber si sy hie grad so druf verjässe wi dert. Ei Tag hei di hiesige Bärger, me seit ne „Bahari“, uf enere große Matte zmitts im Wald es Feschtli gha. 3'Hunderte wys sy si ringsum gsässe. D'Froue i irem schöne Gostüm, dunkli Hose, es farbigs Hemmli, drüber es Gilet und ume Chopf entweder e luschtige Naselumpe oder es längs Echarpe, das sie gar graziös wüsse zrüggschlah.



Pahari-Frauen im Festgewand